



Bremer Alltag

Was aus dem Ausland kam, war schlecht: Das galt während des Ersten Weltkriegs zumindest für Importe aus Großbritannien, Frankreich und Russland. Und zwar nicht nur für Lebensmittel, sondern auch für sprachliche Importe, die im Laufe der vergangenen Jahrzehnte Eingang in die deutsche Sprache gefunden hatten. Flugs wurde der Begriff Bouillon durch das schöne Wort Kraftbrühe ersetzt, Russische Eier wurden zu Verlorenen Eiern und das Ragout fin bekam den Namen Geschnitzeltes verpasst. In Bremen wurde passenderweise auch gleich die Gaststätte umbenannt: Das Café Trocadero wurde im August 1914 zum Kaffeehaus Vaterland. Doch die Mundkontrolle ging weiter: In den Straßen hingen Plakate, auf denen stand, wie Passanten zu grüßen haben. Der „Deutsche Gruß“ lautete demnach Gruß Gott und Auf Wiedersehen – das französische Adieu war verpönt. (kaa)



Meisterfeier im Schützengraben

Trotz vieler gefallener Spieler wird der FV Werder 1916 Bremer Stadtmeister – an der Front gibt es Schnaps

Im Jahr 1916 heißt der SV Werder Bremen noch Fußballverein Werder. Die Mannschaft gewinnt die Stadtmeisterschaft. Einige Spieler erleben den Sieg nur noch als Soldaten an der Front. Für viele der jungen Fußballer ist es die letzte Erfolgsmeldung ihres Lebens.

VON KLAAS MUCKE

Bremen. Es beginnt mit schlechten Nachrichten. Wie jedes Mal. Keine Ausgabe der Vereinsnachrichten des Fußballvereins Werder (FVW) kommt ohne Todesanzeigen aus, die oft seitenlang den Verlust der Vereinskameraden beklagen. Doch in diesem Mai 1916 folgt den schlechten Nachrichten seit Langem wieder eine frohe Kunde: Vor drei Monaten ist der FVW Bremer Meister geworden – zum ersten Mal seit fünf Jahren. Die Dauerkonkurrenten vom Bremer Sport-Club werden in der Spielzeit mit 6:1 und im entscheidenden Spiel mit 4:2 besiegt.

„Nun weht das grün-weiße Banner wieder über den Mauern Bremens“, schreibt der Schriftführer des Vereins, Hans Jaburg – als könne man schon aus weiter Ferne sehen, wer auf den Fußballplätzen der Stadt die Vorherrschaft wiedererrungen hat.

Kognak und Rum zur Meisterfeier

Es ist ein Signal, das Jaburg an die Kriegsschauplätze sendet: Hier in der Heimat ist wieder alles im Lot. Hans Jaburg weiß, dass seine Vereinskameraden in Russland und in Frankreich in den Schützengräben stehen, „bis zu den Enkeln im Dreck“, wie sie ihm von dort schreiben – weit entfernt vom saftigen Rasen des heimischen Sportplatzes auf dem Stadtwerder. Die „Grüne“, wie die Werderaner ihre Zeitung nennen, wird den kämpfenden Mitgliedern per Feldpost direkt an die Fronten zugestellt.

Von der Front gibt es dafür reichlich Rückmeldung. Vor Freude strotzende Feldpostkarten flattern in Bremen ein. „Das Herz ging mir auf als ich las, wie schön unsere Kerlchen gespielt haben“, schreibt der Werderaner Otto Sehlbrede über die Meisterschaft. Und sein Vereinskamerad Fritz Schlotte: „Nur weiter so – wir draußen freuen uns doppelt über solche Siege; denn unser Interesse für den F.V.W. ist nicht geschwunden! Glaubt nur das nicht! Im Gegenteil!“ Die letzten Seiten der Zeitung sind voll von Zeilen wie diesen – akkurat nach Eingangsdatum sortiert und klein gedruckt füllen sie selten weniger als sieben Seiten.

Die Werderaner grüßen sich, berichten von den Kriegserlebnissen, von zufälligen Treffen mit Fußballern befreundeter Klubs wie Arminia Hannover oder Altona 93 an den Kriegsschauplätzen – und von Fußballspielen zwischen den Kompanien, die hinter der Frontlinie in Reserve liegen. Immer wieder erinnern sie sich gegenseitig an die friedlichen Zeiten.

Und sie fiebern mit – mit den Spielern der jüngeren Jahrgänge, die noch nicht eingezogen worden sind und die während des Krieges für Werder auflaufen. Fußball ist für die Soldaten längst zur Nebensache geworden, aber er zerstreut den jungen Spielern die Gedanken an ihre leid-



Das „W“ auf dem Trikot gibt es 1916 noch nicht, als der FV Werder mit dieser Mannschaft Stadtmeister wird. Noch im selben Jahr sterben an der Front Leistungsträger wie Didi von Nuys (stehend links) und Hans Renftel (sitzend links). FOTOS: VEREINSNACHRICHTEN/WERDER-ARCHIV

volle Realität. In Bremen ist man sich darüber im Klaren – und tippt unermüdlich Karte um Karte für die „Grüne“ ab.

Im Frühjahr kommen mit der Post zu jedem Werderaner im Feld je eine Flasche Rum und eine Flasche Kognak – gespendet von einem Vereinsmitglied, um die Meisterschaft allerorten, auch an der Front, gebührend feiern lassen zu können. Das hebt die Stimmung. Von den Minuten nach Erhalt des Pakets könne er nicht mehr viel berichten, schreibt ein Spieler. Ein weiterer, so gibt Hans Jaburg dessen Worte heiter wieder, habe die Sendung noch in letzter Stunde vor seiner Abreise aus Berlin erhalten und selbstverständlich keinen Tropfen zurückgelassen.

Aufgrund der Kriegswirren gelangen einige Päckchen nur über lange Umwege an die Front – manche Flaschen bersten, einige erreichen gar nicht erst ihr Ziel. „Endlich, die ‚Grüne‘, aus denen ich immer etwas von Rum und Kognak lese. Wo?“ In den Feldpostbriefen wird viel geflucht.

Doch die Vereinsnachrichten finden auch Platz für ernste Fragen. „Wenn ich die Zeitung so durchlese, bin ich jedes Mal wütend, nicht dabei sein zu können, sondern mich hier im Dreck herumtreiben zu müssen. Ich bin jetzt im Begriff einen Vollbart zu bekommen, denn seit 3 Wochen haben wir uns weder rasieren noch waschen können“,

schreibt Josef Lutter Anfang November 1916. Langsam kippt die Stimmung unter den Sportkameraden.

Im September 1914 schreibt Hans Jaburg noch in überschwänglicher Siegesgewissheit in den Vereinsnachrichten, die deutschen Soldaten würden nicht eher ruhen, „bis der Tag graut, in dessen Morgenröte der Feinde letzter Widerstand in Schutt und Asche liegt“. Auch in den Feldpostkarten ist die anfängliche Kriegsbegeisterung spürbar. Dass einige Vereinskameraden nicht zurückkehren werden, ist den jungen Bremern bewusst. Von „Pflichterfüllung“ und „Treue bis in den Tod“ ist die Rede. Und Jaburg sagt stellvertretend, es bleibe immerhin ein Trost, „daß sie um unserer großen, gerechten Sache willen als Helden aus unserer Mitte geschieden sind“. Entsprechend nüchtern wird der erste Tote aus der Mannschaft bekannt gegeben: „Unser lieber Puddel Frese“ ist „in den großen Kämpfen in Frankreich den Heldentod fürs Vaterland gestorben.“

„Wie lange wird das noch dauern?“

Als im November 1914 mit Heiny von Nuys einer der Leistungsträger der Mannschaft fällt, tauchen aber die ersten fassungslosen und kritischen Stimmen auf, die bis zum Ende des Krieges nicht mehr weichen werden. „Schaurig traurig“, schreibt der einst für Werder spielende Nico Geertsma aus Amsterdam, „Soviel Elend. Und wofür? Wie lange wird das noch dauern? Sicherlich bis nächsten Sommer.“ Auch der Tonfall Hans Jaburgs wird leiser und bedächtiger. 1919 wird er der erste Geschäftsführer des Vereins – und vorausschauend schreibt er knapp fünf Jahre zuvor: „Was wir wün-

schen müssen, ist ein aufrichtiger, dauernder Friede, damit die Völker sich wieder verstehen, die Franzosen, Russen und Engländer in uns, wir in ihnen wieder den Menschen achten und schätzen lernen.“

211 der 301 Mitglieder, die der FV Werder im August 1914 hat, werden in den kommenden vier Jahren in den Krieg ziehen. Als Werder die Stadtmeisterschaft 1916 gewinnt, sind bereits 24 von ihnen tot. „Nicht in Selbstüberhebung und Verhimmelung wollen wir diese Meisterschaft laut feiern, sondern uns ihrer still und ehrlich freuen, dann werden wir nicht rauh emporgeschreckt, wenn auch unser Siegeszug eines Tages mal wieder unterbrochen werden sollte“, heißt es in den Vereinsnachrichten still. Und von der Ostfront schreibt Fritz Schlotte hoffnungsvoll: „Möge das Jahr, in dem unser F.V.W. zum ersten Mal wieder die Meisterschaft gewonnen hat, auch das Jahr des Friedens werden.“

Ein halbes Jahr nach dem Triumph über die Stadtrivalen sterben mit Didi von Nuys und Hans Renftel zwei Leistungsträger der Meisterschaftsmannschaft. Bis zum Kriegsende 1918 wird Werder 62 tote Vereinskameraden zu beklagen haben. Andere Teams in Deutschland erholen sich von solchen Schwächungen nicht mehr – Werder findet den Weg zurück an die Spitze des Fußballs.

» Wer waren die Spieler des FVW? Ein Video-Interview mit dem Bremer Fußballhistoriker Harald Klingbeil zeigen wir auf unserer Internetseite www.bremen1914.de

» Scannen Sie das FVW-Emblem und sehen Sie die verschiedenen Logos von Werder. Anleitung siehe Seite 1.

Wenn Steckrüben auf Fußballfeldern sprießen

Im Winter 1916/1917 spürt die Bevölkerung die Auswirkungen des Krieges besonders deutlich – Lebensmittel werden knapp und die Sportplätze zu Gemüseäckern

VON SWANTJE FRIEDRICH
UND KLAAS MUCKE

Bremen. Es mag der Moment gewesen sein, in dem der Volksmund begann, einen Fußballplatz als Acker zu bezeichnen: Es ist Februar im Jahr 1917, im Deutschen Reich herrscht ein harter Winter und seit zweieinhalb Jahren Krieg – die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln ist schlecht. „Im Interesse der Volksernährung in diesen schweren Zeiten hat der Staat verfügt, dass alle irgendwie freien Bodenflächen dem Anbau von Kartoffeln und Gemüse nutzbar gemacht werden sollen“, berichten die Vereinsnachrichten des FV Werder. Auf den Plätzen, wo die Grün-Weißen kicken, sollen Steckrüben wachsen. Aber Werder hat Glück: Der Tribünenplatz auf dem Stadtwerder bleibt erhalten. Viele andere Sportvereine müssen alle Plätze hergeben. Bis sich die Versorgungslage nach dem Krieg entspannt, werden Fußballplätze wahrhaftige Äcker. Später wird der Jahreswechsel 1916/1917 als „Steckrübenwinter“ in die Geschichtsbücher eingehen.

Bei der Stadt ist man auf die schlechte Versorgungslage eingestellt, die auch die Stimmung in der Bevölkerung erheblich drückt. Die Lebensmittelkommission (LMK) – ein Ausschuss der Kriegsdeputation, die aus Mitgliedern von Senat und Bürgerschaft besteht – richtet eigens eine Beschwerdestelle ein, um den Frust der Leute zu kanalisieren. Im Winter 1916/1917 schnellte die Zahl der Beschwerden von 6200 im Vorjahr auf mehr als 12000 in die Höhe. Emil Schöffler zum Beispiel ist entsetzt. Ein Kartensystem rationiert mittler-

weile die Lebensmittel. Schöfflers Tochter werden beim Tausch von 3000-Gramm-Brotmarken und 25-Gramm-Mehlmarken nur 2500-Gramm-Reisebrotmarken, die man auch außerhalb Bremens einlösen kann, zugestanden.

Unruhen in den Warteschlangen

Am 8. Juni 1917 schreibt Schöffler erobert, er habe von amtlichen Bekanntmachungen dieser Art nichts mitbekommen und bittet darum, ihm zu seinem Recht zu verhelfen, da er nicht gesonnen sei, „mich um meinen ohnehin knappen Brotanteil auf diese Weise betrügen zu lassen“. Doch der Umtausch war korrekt, teilt die Brotmarkenzentrale der LMK mit und fügt an, es scheine notwendig zu sein, „dem Herrn Schöffler beizubringen, dass man in seiner Weise mit Behörden nicht verkehren kann“. Es wird um jedes Gramm Brot, Fleisch und Kartoffeln gefeilscht. Der Krieg ist nun auch an der Heimatfront in Bremen deutlich spürbar geworden.

Zu diesem Zeitpunkt hat der Staat bereits eine Reihe von Maßnahmen ergriffen, um die Lebensmittelversorgung sicherzustellen. Die Bremer lassen sie – wenn auch widerwillig – über sich ergehen. Ab Sommer 1914 sind Preisgrenzen eingeführt worden, die Wucher verhindern sollen. Ab Januar 1915 müssen die Bauern ihre Nahrungsmittel ans Reichsmonopol abgeben.

Ein Senator setzt sich jedoch für Bremen ein: Heinrich Bömers sorgt dafür, dass die Hansestadt mehr Kartoffeln zugesprochen bekommt als andere Städte. Bömers wird als „Kartoffelsenator“ bekannt. Doch den Steckrübenwinter vermag auch er nicht zu

verhindern. Jeder Bürger muss seinen Teil dazu beitragen, um die Situation zu verbessern. Die LMK trägt der Unterrichtsbehörde auf, Schüler während des Unterrichts Lebensmittel sammeln zu lassen – etwa Mehlbeeren, um Ersatzkaffee herstellen zu können, oder Kräuter für Arznei und Tees. Den Vereinen nimmt man die Plätze.

Der Staat reguliert jedoch nicht nur, sondern erweitert auch seine Fürsorge gegenüber der Bevölkerung. Etwa mit den sogenannten Volksspeisungen, die ab Juli 1916 an 17 Ausgabestellen stattfinden. „Eine Hebung der Stimmung infolge der gut ge-

lungenen Volksspeisung“, verzeichnet die Zivilverwaltung daraufhin nicht ohne Stolz in einem ihrer monatlichen Berichte, mit denen sie das Generalkommando in Altona über die Versorgung in Bremen informiert.

Nicht nur die leeren Mägen sollen mit Kartoffeln, Rüben und Brot gestopft werden – Verwaltung und Militär haben längst erkannt, dass die Gemütslage der Bürger und deren Bereitschaft, den Krieg zu unterstützen, unmittelbar zusammenhängen. Bisher waren große Proteste gegen steigende Preise und Rationierungen ausgeblieben. Doch obwohl auf den Sportplätzen

nun Gemüse wächst, gibt es weniger Lebensmittel – und die Bremer lassen sich zunehmend schwieriger beschwichtigen.

Besonders Frauen leiden unter den Mägen, Essen für die Familie zu bekommen. Sie erziehen die Kinder, machen den Haushalt und gehen arbeiten – die Männer sind im Krieg. Im April 1916 kommt es vor der Brotausgabestelle in der Elisabethstraße in Walle zu ersten Unruhen. Bremerinnen reißen sich dort, wie überall in der Stadt, stundenlang in Warteschlangen ein. Im Juni ziehen etwa 150 Frauen lautstark protestierend zu den Geschäftsräumen der LMK: Bei einer Fleischerei gab es keine Knochen mehr für sie. Die Kommission beschließt daraufhin eine Änderung des Lebensmittel-ausgabeverfahrens, der Senat im Gegenzug aber „Maßnahmen zur Verhinderung von Ansammlungen von Frauen“.

Den spontanen Protesten folgen organisierte Demonstrationen – diesmal von der Arbeiterschaft. Am 31. März 1917 treffen 3000 streikende Werftarbeiter der A.G. Weser in der Bremerhavener Straße auf 50 Polizisten. Die Männer fordern eine großzügigere Zuteilung von Lebensmitteln. „Es erfolgte nun ein Vorwärtsdrängen der Menschenmasse“, heißt es in dem Polizeibericht. „Die geschlossenen haltenden Beamten sahen sich auf einmal von der Menge umdrängt und mussten, um nicht überannt zu werden, den Säbel ziehen und auf sie einhauen.“ Der Kampf an der Heimatfront war härter geworden.

» Eine Fotostrecke mit Dokumenten zum Steckrübenwinter in Bremen finden Sie im Internet unter www.bremen1914.de



Wie hier in der Breidenstraße bildeten sich vor allem ab 1916 im Steckrübenwinter lange Schlangen vor den Ausgabestellen für Lebensmittel. Meist waren es Frauen, die die Lebensmittel beschafften. Die Männer waren im Krieg.

FOTO: GERMER/LANDESINSTITUT FÜR SCHULE, ZENTRUM FÜR MEDIEN, BREMEN